Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 45 (1969-1970)

Heft: 7

Artikel: Zu Franz Lehars hundertstem Geburtstag : das einzige kleine Missverständnis

Autor: Kretschy, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079242

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu Franz Lehars hundertstem Geburtstag:

Das einzige kleine Missverständnis

Adolf Kretschy

Als ich am 24. Oktober 1948 nach einem Besuch bei einer Ballettmeisterin in den frühen Abendstunden in meine Wiener Wohnung zurückkehrte, fand ich aus der oberösterreichischen Kurstadt Bad Ischl ein Telegramm vor: «Heute geht es mir schon gut. Lehar». Zu dieser Zeit war der Meister schon tot. Er hatte am gleichen Tag das Zeitliche gesegnet. Die Depesche – zwei Tage vorher aufgegeben – war vermutlich mit der Schneckenpost befördert worden. Damals waren solche Pannen in Österreich noch an der Tagesordnung.

«Heute geht es mir schon gut.» Dieser Satz klang in mir wie ein beziehungsvoller Gruss «von drüben». Und mit diesem schmerzlichen Kontrapunkt endete eine herzliche, aber leider allzu kurze Männerfreundschaft.

Bekanntschaft in Zürich

Ich hatte den Operettenkönig unter etwas ungewöhnlichen Umständen in seinem freiwillig gewählten Zürcher Asyl kennengelernt. Die ungewöhnlich begabte Wiener Soubrette Tilly Stephan lud mich, den halb verhungerten Wiener «Normalverbraucher», nach Zürich ein, wo sie allabendlich im Bernhardtheater auftrat. Bei meiner Ankunft wurde ich von Tilly herzlichst willkommen geheissen und in einer «feinbürgerlichen» Pension untergebracht. Unter den Pensionären befand sich auch ein überaus charmanter Student – ein dunkelhäutiger Königssohn aus einem fernen Lande.

Ich frug Tilly natürlich nach prominenten Österreichern, die derzeit in Zürich Gastfreundschaft genossen, und war einigermassen erstaunt, als sie mir nur Franz Lehar nannte. Er wohne im Hotel Baur au Lac, lebe aber sehr zurückgezogen und scheine vor allem auf Wien nicht allzu gut zu sprechen sein. Im übrigen sei der Meister schwer krank und werde von seiner um etwa 20 Jahre jüngeren Schwester Emmy fürsorglichst betreut. Es würde gewiss nicht sehr leicht sein, mit Meister Lehar unter diesen Umständen ein Interview zu machen.

Als Journalist konnte mich das nicht hindern, Lehar im Baur au Lac anzurufen. Der Meister kam sofort ans Telefon, zeigte sich aber durchaus nicht gewillt, mich zu empfangen. Er erklärte unumwunden den Grund seines Unwillens: Nicht etwa die Russen hätten unmittelbar nach Kriegsende sein geliebtes Schikanederschlössl fast total ausgeplündert, sondern «seine» Wiener, und an übler Nachrede über ihn, dem sie jahrzehntelang zugejubelt hatten, hätte es auch nicht gefehlt. So sei er fest entschlossen, nie wieder nach Österreich zurückzukehren, vor allem nicht nach Wien. Wenn er es sich einmal anders überlegen sollte, dann würde er in seine Ischler Villa zurückkehren, in der er die meisten seiner Operetten und Lieder komponiert habe. Auf die Frage, ob er daran denke, nach Besserung seines Gesundheitszustandes wieder zu komponieren, antwortete Meister Lehar, «es» musiziere noch immer in ihm, und er hätte noch genügend musikalische Einfälle, aber es fehle ihm, zumindest derzeit, die Lust dazu, sich wieder ans Klavier zu setzen.

Ich erklärte dem Meister, was er mir soeben gesagt habe, reiche eigentlich schon für ein Interview; es wäre mir aber ein Herzensbedürfnis, ihn persönlich zu sehen und mit ihm plaudern zu dürfen. – Nach wenigen Sekunden, die mir freilich sehr lange schienen, meldete sich Lehar mit seiner etwas zittrig klingenden Stimme: «Nehmen Sie also gleich einen Wagen, der Portier im Baur au Lac wird die Taxe begleichen.»

Wie alte Freunde

Meister Franz Lehar bewohnte vom 31. Juli 1947 bis 30. Juli 1948 das Eck-Appartement im ersten Stock, mit Blick auf den See. Von seinem Balkon aus bedankte er sich seinerzeit auch für ein Ständchen, das ihm die Stadtmusik Zürich unter der Leitung des inzwischen verstorbenen Kapellmeisters Mantegazzi anlässlich seines Geburtstages darbot. – Eine eigentliche Diät pflegte Franz Lehar nicht einzuhalten, doch war er im Essen sehr mässig und trank nur in Gesellschaft ein Gläschen Wein. Sehr oft speiste er mit seiner Schwester und deren Mann. Meistens begab er sich sehr früh zu Bett. Täglich und bei jedem Wetter konnte man ihn auf seinem Spaziergang am Ufer unseres Sees begegnen.

Bei meinem Eintritt empfing mich Lehar so, als wären wir alte Freunde. Der Operettenkönig, der zumindest im Alter merkwürdig kurze Schritte machte (oder zwang hiezu schon seine Krankheit?), begann fast unvermittelt von seinen Kümmernissen zu sprechen. Mit Tränen in den Augen berichtete er vorerst vom Tode seiner geliebten «Sopherl», seiner verstorbenen Frau, einer Jüdin, um deretwillen er das von Hitler-Deutschland okkupierte Österreich verlassen hatte. Dann kam er auf seine eigene Krankheit zu sprechen. Ich hatte den Eindruck, dass er zu dieser Zeit noch gar nicht wusste, dass er an Magenkrebs litt und dass keine Hoffnung auf eine Genesung bestand. Er glaubte noch immer daran, die Kunst der Ärzte werde ihn von seinen schweren Beschwerden befreien können. Trotz dieses Hoffnungsschimmers und obwohl er im Augenblick keine Schmerzen litt, zeigte er sich sehr deprimiert. Wie sich bald herausstellte, konnte er sich einfach nicht mit dem Gedanken vertraut machen, ein Greis geworden zu sein.

Trübsal

Ich versuchte mit allerlei Spässen, ihn von seinen trüben Gedanken abzulenken, was mir aber keineswegs gelang. So versuchte ich es mit einer anderen Methode. Ich verwies darauf, dass es wohl wenigen Menschen beschieden wäre, künstlerisch auf ein so reiches Leben zurückblicken zu können, auf unsterbliche Welterfolge; es müsse ihn doch beglücken, der ganzen Welt so viele bezaubernde Melodien geschenkt zu haben; er hätte doch alles erreicht, was sich ein Komponist nur wünschen könne, er möge nicht grübeln, sondern sich einfach wieder ans Klavier setzen und neue Werke schaffen.

Franz Lehar liess sich von alldem

jedoch nicht im mindesten beeindrukken. Er sah mich nach meiner Tirade nur lange und fast herausfordernd an und meinte dann gallbitter: «Das alles stimmt, aber das alles ist vorbei – ich bin nichts anderes mehr als krank und ein alter Mann. Ich habe mein Leben – trotz aller Triumphe – nicht ausgekostet, ich habe immer nur an die Arbeit gedacht. Ich bin am Dasein wie ein Blinder vorbeigegangen und jetzt bin ich einfach alt. So ist das, mein Freund, und nicht anders!»

Darauf gab es freilich keine Antwort. Nach einem gemeinsam eingenommenen Tee verabschiedete ich mich alsbald. Ich war zutiefst erschüttert. Wenige Tage später kehrte ich nach Linz an der Donau zurück. Ich war dort Programmdirektor des amerikanischen Senders «Rot-Weiss-Rot» und arbeitete auch für die Presse.

Es erfüllt mich noch heute mit grosser Genugtuung, dass meine Beiträge, die ich über meine wiederholten Besuche bei Franz Lehar in Zürich veröffentlichte, dem König der silbernen Operettenzeit sozusagen den Groll auf Wien und die Wiener abzubauen vermochten.

Durch meine Lehar-Artikel gelang es mir, dem Komponisten nachzuweisen, dass der Mob, der sich in den ersten Nachkriegstagen vor allem in Wien so unliebsam bemerkbar machte und dem auch die Plünderung des Schikanederschlössls zuzuschreiben war, nichts als ein Mob war, wie er sich überall in der Welt bemerkbar macht, wenn es drunter und drüber gehe.

Und ich konnte Lehar versichern, dass die Wiener über den Vandalismus, unter dem sein Wiener Schlössl zu leiden hatte, ebenso erbittert wären wie er selbst. Man müsse einfach wieder zueinander finden. Lehar und die Wiener gehörten zusammen.

Auf Grund meiner Veröffentlichungen gingen dem greisen Meister viele Briefe zu, in denen er gebeten wurde, Wien und den Wienern nicht mehr zu grollen. Franz Lehar versicherte mir, dass er mir dankbar sei, diese Versöhnung zustandegebracht zu haben.

1948 drängte es Lehar, nach Ischl zurückzukehren. Die damals noch unsicheren Bahnverhältnisse bewogen ihn, die Reise teilweise mit dem Auto zu wagen. Obwohl er sie wegen seiner schwer angegriffenen Gesundheit nicht ohne mehrere Unterbrechungen absolvierte, kam er zu Tode erschöpft in seinem geliebten Bad Ischl an.

Natürlich wurde der greise Komponist, nachdem er sich von den Reisestrapazen einigermassen erholt hatte, von den Ischlern mit grossem Jubel willkommen geheissen. Lehar musste sich vom Söller seines Hauses aus immer wieder für die nicht endenwollenden Ovationen der Bevölkerung bedanken. Zur Erinnerung an seine Rückkehr nach Österreich schenkte er mir sein Schnurrbartbürstchen mit Schildpattrücken, das er in seiner Glanzzeit als Militärkapellmeister eifrig benützt hatte, und ein kleines, aus dem Jahr 1902 stammendes, in feinstes Leder gebundenes und mit Goldschnitt verziertes Notizbüchlein (kaum so gross wie eine Zündholzschachtel), in das er mit seiner bekannten Mini-Schrift tagweise die «Piecen» eingetragen hatte, die er zu dirigieren gedachte.

Franz Lehar: das letzte Bild des Meisters.

Ende Oktober 1948 war sich die Welt bewusst, dass Meister Lehar nicht mehr zu retten war. Erst als sich sein Zustand derart verschlimmerte, dass man ihm nahelegen musste, letztwillige Verfügungen zu treffen, erkannte auch der Meister, dass sein Ende bevorstünde.

Wiederholt weilte ich auch in den Oktobertagen 1948 in der Ischler Villa Lehars. Die Vorhänge seines Schlafzimmers waren zugezogen und liessen nur spärlich das Tageslicht ein. Es schien, als ob Franz Lehar das Licht dieser Welt einfach nicht mehr sehen, als ob er sich auf den Gang in die ewige Dunkelheit vorbereiten wollte.

Der grosse Operettenkomponist, der am 24. Oktober 1948 um 15 Uhr seine Seele aushauchte, wurde mit allen Ehren zu Grabe getragen, die eine kleine Kurstadt einem ihrer grössten Bürger zu bieten vermochte. Tausende Menschen waren erschienen, um ihm das letzte Geleite zu geben. Freilich, Österreichs Prominenz war beschämend spärlich vertreten. Vermisst hat sie vermutlich niemand. «Dienstlich» verhindert waren vielfach auch jene Künstler und Künstlerinnen, die dem Meister direkt oder indirekt ihre Karriere zu verdanken hatten. Hingegen war Willi Forst erschienen, der sich ganz bescheiden in den langen Trauerkondukt einordnete und dem man die aufrichtige Trauer um den grossen Toten von weitem ansah.

Am 30. April sind es hundert Jahre her, dass Franz Lehar geboren wurde. Als einstens der junge Franz, der als Kind Lanzi gerufen wurde, nach Wien kam, um seinen märchenhaften Aufstieg zu beginnen, pflegte er allen Leuten mit beflissener Eindringlichkeit zu erklären, dass der Name Lehar auf der zweiten Silbe betont und das «h» ausgesprochen werden müsse. Seine Bemühungen hatten freilich nach dieser Richtung wenig Erfolg. Auch weiterhin passte man seinen Namen dem jeweiligen Land und dessen Sprachrhythmus an, und sogar die Lexika der verschiedenen Zonen taten dasselbe. Es war das einzige kleine Missverständnis, das zwischen Publikum und Meister je in Erscheinung trat; ansonsten ergab sich allerorts eine kaum überbietbare «Le-Harmonie».